

## Kapitel 6: Wohnen im Zinshaus

---

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts treffen Menschen aus allen Ländern der Habsburger Monarchie in Migrations-Wellen in der Haupt- und Residenzstadt ein. Um 1900 wächst die Stadt am schnellsten. Mit 1,9 Millionen Bewohner\*innen zählt sie zu den größten Europas. In wenigen Jahrzehnten verdreifacht sich die Wohnbevölkerung. Nur 46 Prozent der in Wien lebenden Menschen sind in der Stadt geboren, die Mehrheit ist zugewandert.<sup>1</sup> Davon kommen etwa 400.000 Menschen aus den böhmischen Ländern. Alle Zuwanderer seien auf der Suche nach Arbeit, heißt es, aber sie suchen noch mehr, ein besseres Leben, einen Ehepartner, eine eigene Wohnung. Wer von der Großstadt spricht, muss also auch von ihren Zuwanderern sprechen.

Der israelische Soziologe Shmuel N. Eisenstadt untersucht die Zuwanderung nach Israel,<sup>2</sup> ein Einwanderungsland par excellence. Wie andere Migrationsforscher unterscheidet er drei Phasen. In der ersten Phase des Abschieds vom Heimatort und der Ankunft am Zielort leiden Migrant\*innen unter dem Verlust des Gewohnten. Eisenstadt nennt dies die liminale Phase. Zweifel, Unsicherheit und Ängste verringern die Migrant\*innen am ehesten, wenn sie sich am Zielort der Wanderung in der Nähe von Verwandten oder Landsleuten niederlassen oder sogar bei ihnen Unterschlupf finden.

Die darauffolgende Phase nennt Eisenstadt die der Adaption. Die Zuwanderer lernen das Stadtviertel (wienerisch: Gretzel, auch Grätzl) immer besser kennen, suchen eine passende Wohnung, Erwerbsarbeit, eine Schule für die Kinder. Die häufigen Übersiedlungen erklären sich aus dem Wunsch, den Standard des Wohnens und Haushaltens ein wenig zu verbessern, Kindern ein eigenes Zimmer oder Kabinett zu geben, dem Ehemann und Vater eine ungestörte Nachtruhe zu sichern oder Konflikten mit einem kinderfeindlichen Hausherrn oder Nachbarn aus dem Weg zu gehen. Daraus ergibt sich

---

1 Vgl. Michael John, Albert Lichtblau, Schmelztiegel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten; Aufsätze, Quellen, Kommentare, 2. Auflage, Wien u.a. 1993. Michael John, Der lange Atem der Migration – die tschechische Zuwanderung nach Wien im 19. und 20. Jahrhundert. In: Regina Wonisch, Hg., Tschechen in Wien, Wien 2010, 31–60.

2 Shmuel N. Eisenstadt, Analysis of Patterns of Immigration and Absorption of Immigrants. In: Population Studies 7 (1953), 167–180.

eine Praxis, die ich »nomadisches Wohnen« nenne. Da Informationen über freie Wohnungen an den Haustoren der Zinshäuser angeschlagen werden, ist die Wohnungssuche überwiegend eine Aufgabe der Frauen auf ihren täglichen Wegen.

Erst nach Monaten oder Jahren der Adaption beginne unter Umständen eine dritte Phase, sagt Shmuel N. Eisenstadt. Er nennt sie die Phase der Absorption und meint damit die vollständige Auflösung des Eigenen in der Kultur des Ziellandes. Das aber ist ein theoretischer Grenzfall, der empirisch kaum zu finden ist, wie Eisenstadt selber einräumt. Ich ziehe deshalb den Begriff der sozialkulturellen Selbstintegration vor, der das individuelle Tempo der Teilnahme jedes einzelnen Zuwanderers an Wirtschaft, Kultur und Politik und den Aufbau nützlicher Beziehungen im Zielland und am Wohnort besser begreift und die Erwartung, dass darüber alle Merkmale der Herkunftskultur jemals verschwinden (absorbiert) würden, erst gar nicht aufkommen lässt.

Die Neubürger\*innen (in einem soziologischen Sinn, unabhängig von dem in Wien restriktiv gehandhabten »Heimatrecht« und einer allenfalls nach zehn Jahren zu erlangenden Staatsbürgerschaft) bleiben ihrer Herkunftskultur in der alten Heimat ein Leben lang verbunden. Zugleich wächst das Gefühl der Zugehörigkeit zur Kultur des Ankunftslandes. Kinder und Jugendliche betreiben ihre Selbstintegration auf andere Weise als Erwachsene, und Erwachsene anders als alte Menschen. Der Vorsprung der Kinder und Jugendlichen vor Eltern und Großeltern wird durch den Besuch öffentlicher Schulen und das Spiel auf der Gasse, auch durch die Teilnahme an Sport- und Turnvereinen, an Musikgruppen und so weiter beschleunigt. Gegenüber ihren Eltern oder Großeltern übernehmen zugewanderte Kinder und Jugendliche die Funktion von kulturellen Vermittlern. Sie dolmetschen und erklären, was Eltern und Großeltern noch nicht verstehen. Damit wächst ihr Ansehen in der Familie und ihre Selbstsicherheit. Und doch bleiben auch sie zwischen zwei oder mehr Kulturen. *Inbetweenness* schwindet nicht.<sup>3</sup> Absorption im Sinne Eisenstadts findet nicht statt. Sie ist auch sozialpsychologisch unmöglich. Schon bei dem in Wien geborenen und 1938 vor den Nationalsozialisten geflüchteten Soziologen Alfred Schütz ist in *Der Fremde*<sup>4</sup> sinngemäß zu lesen: Ein neuer und fremder Ort wird allmählich zu einem bewohnten und vertrauten Ort. Aber der zurückgelassene Ort und seine Kultur werden nie aus dem Bewusstsein verschwinden. Zuwanderinnen und Zuwanderer kreisen in ihren autobiographischen Erzählungen um die Art und die Bedeutung der kulturellen Unterschiede.

Die ab 1919 Wien regierende sozialdemokratische Elite ist mit ihrem Anspruch, das Volk zu zivilisieren, ein Gastgeber besonderer Art. Einerseits macht sie den Ankommen den, die ja überwiegend aus ehemaligen Ländern der Habsburger Monarchie kommen, eine Reihe von sozial integrativen Angeboten. Andererseits betreibt sie eine Biopolitik, die bürgerliche Standards in allen sozialen Klassen, Ethnien und Milieus, und insbesondere bei Zuwanderern durchsetzen will. Binnenkolonialisierung erfolgt vor allem in Kern-

3 Vgl. Homi Bhabha, *The location of culture* (1994). Deutsche Ausgabe: Die Verortung der Kultur, Tübingen 2000, ders. Über kulturelle Hybridität. Tradition und Übersetzung, Wien/Berlin 2012.

4 Alfred Schütz, *Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch*, in: ders., Gesammelte Aufsätze, Band 2: Studien zur soziologischen Theorie, Den Haag 1972, 53–69; Shmuel N. Eisenstadt, *Analysis of Patterns of Immigration and Absorption of Immigrants*, in: *Population Studies* 7 (1953), 167–180.

fragen der Biopolitik: der Ehe, der Partnerschaft, der Elternschaft, der Erziehung der Kinder, der Sprache und der sozio-biologischen Reproduktion (s. Kapitel 2).

## 6.1 Quantitative Indikatoren

Eine im Jahr 1890 durchgeführte amtliche »Volkszählung« ergibt, dass gut ein Viertel der Zimmer-Küche-Wohnungen in Ottakring von mehr als sechs Personen bewohnt wird. Für die Bezirke Favoriten, Simmering und Leopoldstadt werden 1890 noch etwas höhere Belagsdichten angegeben. Auch in Meidling leben in Zimmer-Küche-Wohnungen mehr als sechs Personen.<sup>5</sup> Berechnet man die Schlafstelle für eine Person mit etwa zwei Quadratmetern, müsste ungefähr die halbe Grundfläche der Wohnungen mit Betten und auf- und abbaubaren Schlafstellen belegt sein. Allerdings werden viele Betten und improvisierte Schlafstellen auch von zwei und mehr Personen benutzt.

Von 1910 bis 1933 sinkt die Zahl der Personen im Haushalt von 4.11 auf 2.9. Nach 1911 scheiden Aftermieter und Bettgeher immer früher aus und gründen eigene Haushalte. Die Wohnungsstatistik weist dies als Zunahme der Einpersonenhaushalte aus. Die Personenzahl in den Wohnungen geht auch deshalb zurück, weil die Gesamtzahl der verfügbaren Wohnungen ab den frühen 1920er Jahren infolge privaten, genossenschaftlichen und kommunalen Wohnungsbaus ansteigt. Von 1910 bis zum Ende der Ersten Republik (1933/1934) verdoppelt sich der Anteil der Einpersonenhaushalte. Bis zum Jahr 1951 verdoppelt er sich nochmals.

Tab. 3: Wohnbevölkerung, Haushalte, Haushaltsgrößen 1910, 1934, 1951 in Wien

<b>Jahr</b>		<b>1910</b>	<b>1934</b>	<b>1951</b>
<b>Wohnbevölkerung</b>	<b>absolut</b>	1.971.490	1.825.610	1.598.568
	<b>in %, 1910 = 100</b>	100	92,6	81,1
<b>Privathaushalte</b>	<b>absolut</b>	429.339	629.493	671.972
	<b>in %, 1910 = 100</b>	100	131,3	140,3
<b>Einpersonenhaushalte</b>	<b>absolut</b>	28.885	76.249	163.500
	<b>in %, 1910 = 100</b>	100	264,0	566,0
<b>Anteil der Personen in Einpersonenhaushalten in %</b>		1,4	4,2	10,2
<b>Anteil der Einpersonen-Haushalte in %</b>		6,0	12,1	24,3

Quelle: Albert Kaufmann, Demographische Struktur und Haushalts- und Familienformen der Wiener Bevölkerung, Wien 1971, 213.

<sup>5</sup> Vgl. Michael John, Hausherrenmacht und Mieterelend 1890–1923. Wohnverhältnisse und Wohn erfahrung der Unterschichten in Wien 1890–1923, Wien 1982, 5ff.

Tab. 4: »Bettgeher« und »Aftermieter« in den Jahren 1910 und 1934 in Wien

	1910		1934	
	absolut	%	absolut	%
Gesamtbevölkerung	1.971.490	100.0	1.825.618	100.0
»Bettgeher«	75.423	3.8	2.061	0.1
»Aftermieter«	82.838	4.2	81.731	4.5
Wohnparteien mit »Bettgehern« u. »Aftermiatern« (1.-10. Bezirk)		26.5		4.6

Quelle: Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien, 1937, Tabelle 10, S. 12.

Die meisten Aftermieter und Bettgeher (Frauen und Männer) leben in Wohnungen, die von Arbeiter\*innen, kleinen Angestellten, alleinstehenden Heimarbeiterinnen oder Angestellten und Beamten mit geringen Einkommen als Hauptmieter gemietet sind. Aftermieter und Bettgeher, meist ledige Personen, tragen zur Verschärfung der Raumnot bei. Doch können manche Mieter\*innen die Wohnungsmiete erst durch die Untervermietung eines Raumes aufbringen. Eine Untersuchung von 110 Arbeiterfamilien in den Jahren 1912, 1913 und 1914<sup>6</sup> durch das k.k. Arbeitsstatistische Amt des österreichischen Handelsministeriums belegt, dass Bettgeher und Aftermieter umso eher aufgenommen werden, je geringer das Familieneinkommen des Wohnungsmieters ist.

## 6.2 Das Zinshaus in der Wohnbau-Debatte

»Es fehlt alles, was wir als Grundlage gesunden bürgerlichen Lebens anzusehen gewohnt sind: die selbständige Existenz der Familie, die besondere Fürsorge für die Grundbedürfnisse des täglichen Lebens, für die Erkrankten und Pflegebedürftigen, die Wahrung der Schamhaftigkeit durch Trennung der Geschlechter, die Verhüllung des Geschlechtslebens der Eltern vor den Kindern, die erzieherische Fürsorge der Eltern für die Kinder in Stunden der Ruhe und Erholung. Diese Wohnungen bieten keine Behaglichkeit und keine Erquickung, sie haben keinen Reiz für den von der Arbeit Abgemühten. Wer in sie hinabgesunken oder hineingeboren wurde, muß *körperlich und geistig verkümmern und verwelken oder verwildern*.«<sup>7</sup>

Solches schreibt der Universitäts-Professor Eugen Philippovich von Philippssberg im Jahr 1894. Er studiert Rechtswissenschaft in Graz und Wien. 1884 wird er an der rechts- und

6 Wirtschaftsrechnungen und Lebensverhältnisse von Wiener Arbeiterfamilien in den Jahren 1912 bis 1914. Erhebung des k.k. Arbeitsstatistischen Amtes im Handelsministerium, Wien 1916, 23ff.

7 Eugen von Philippovich, Wiener Wohnverhältnisse. In: Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, 8 (1894), 215ff. Zur Biographie des Autors s. Karl Milford, »Philippovich von Philippssberg, Eugen Freiherr«. In: Neue Deutsche Biographie 20 (2001), 393–394. Onlinefassung URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd116176199.html>.

staatwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien für Politische Ökonomie habilitiert. 1885 beruft ihn die Universität Freiburg i.Br. als a.o. Professor für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. Niemand geringerer als Max Weber folgt ihm auf diesem Lehrstuhl. 1893 erhält er einen Ruf an die Universität Wien. Im selben Jahr erscheint sein Hauptwerk *Grundriß der Politischen Oekonomie*.<sup>8</sup> Die These ist: Eingriffe des Staates bzw. der Staats- und Landesregierungen in die kapitalistische Wirtschaft und auch in den privaten Wohnungsbau seien erforderlich, wenn der Markt versagt und ökonomische Ungleichheit die soziale Integration der Gesellschaft gefährdet und die »soziale Frage« verschärft. Mit dieser These steht Philippovich den deutschen »Kathedersozialisten« nahe. Er ist Mitglied des *Vereins für Socialpolitik*, in welchem er sich für eine »nationale Integration und Mobilisierung« der Arbeiterschaft durch die Kombination von Sozialpolitik und Kolonialpolitik stark macht. Anders als man annehmen könnte, haben Philippovich und der *Verein für Socialpolitik* kein besonderes Interesse an der Sozialdemokratie. Geprägt durch den Offiziersvater und als »überzeugter Kolonialpolitiker« wird Philippovich in den Vorstand des *Deutschen Kolonialvereins* in Freiburg im Breisgau gewählt. Er gründet eine kleine *Sozialpolitische Partei*, die aus den 1896 von ihm mit begründeten *Fabiern* hervorgeht. Als der Erfolg ausbleibt, arbeitet er weiter in diversen Beiräten des Staates und im *Verein für Socialpolitik*. Der zitierte Text erscheint 1894 im *Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik* und wird im folgenden Jahr unter demselben Titel nochmals als Büchlein publiziert, um einem breiteren Publikum die Dringlichkeit einer Reform des Wohnungsbaus deutlich zu machen. Ich werde zeigen, dass die Perspektive des Herrn Philippovich und die Erfahrungen der Mieter\*innen im Zinshaus nicht annähernd übereinstimmen.

Im typischen Zinshaus der Vorstädte und Vororte Wiens wohnen keineswegs nur verlotterte Proleten, wie Philippovich insinuiert. Fabriksarbeiter\*innen aus Böhmen und Mähren und ihre Kinder wohnen Tür an Tür mit tschechischen und Wiener Handwerkern, Kaufleuten, Spediteuren, Angestellten in Handels- und Verkehrsbetrieben, städtischen Bediensteten und Staatsbeamten, Lehrer\*innen und Erzieher\*innen, nicht zuletzt mit gewerblichen Klein- und Mittelunternehmern, die das Zinshaus, in dem sie wohnen, auch besitzen und im Hinterhof oder in einem Seitentrakt ihre Werkstätten, Garagen, Stallungen und Magazine haben. Dass die Kinder zugewanderter Eltern in den Zinshäusern *verwahrlosten* ist ein Stehsatz, ein Stereotyp im rassenhygienischen Diskurs. Der Verfall des Erbguts, die progressive Degeneration Morels, wird von Philippovich als »Herabsinken« »Verkümmern«, »Verwelken«, »Verwildern« beinahe lustvoll umschrieben. Wir sehen: Auch ein Sozialökonom von Rang übernimmt Behauptungen ungeprüft, wenn es ihm zu seinem eigentlichen Anliegen passt.

### 6.3 Nomadisches Wohnen

Wenn Zuwanderer in der Metropole eine erste Bleibe gefunden haben, hat ihr Wandern noch kein Ende. Bis zur Einführung des gesetzlichen Mieterschutzes und des Zinsstops

---

<sup>8</sup> Eugen von Philippovich, *Grundriß der politischen Oekonomie*, Tübingen 1893–1907, Band 1: Allgemeine Volkswirtschaftslehre, 1893, Band 2: Volkswirtschaftspolitik, Teil 1–2. 1899–1907.

im Kriegsjahr 1917 bleibt das Wohnen zur Miete für viele Zuwanderer prekär, vorläufig und geprägt durch den wiederholten Versuch, eine bessere oder günstiger gelegene Wohnung zu finden. Dabei bleiben sie meistens im selben Stadtviertel, wo sie Verwandte und Bekannte haben, oder ziehen gar nur ein oder zwei Ecken weiter. Sie tun das meist zu Fuß und mit einem geliehenen Handwagen, auf dem sie ihre wenigen Möbel, Wäschekoffer und Geschirr transportieren. Nur wer eine neue und vorteilhafte Arbeitsstelle in einem anderen Bezirk gefunden hat, eine Genossenschaftswohnung oder (ab 1921) eine Gemeindewohnung in einem anderen Stadtviertel zugewiesen erhält, zieht auch weiter weg. Freie Wohnungen werden auf handgeschriebenen Zetteln an den Haustoren der Zinshäuser angeschlagen.<sup>9</sup> Man muss hier schon vorbeikommen, um sie zu lesen. Oder der Greißler weiß von einer frei gewordenen Wohnung. Er ist eine Art Nachrichtenzentrale im Viertel. Fast immer ist es Sache der Frauen, die etwas bessere Wohnung zu finden und den Umzug zu organisieren.

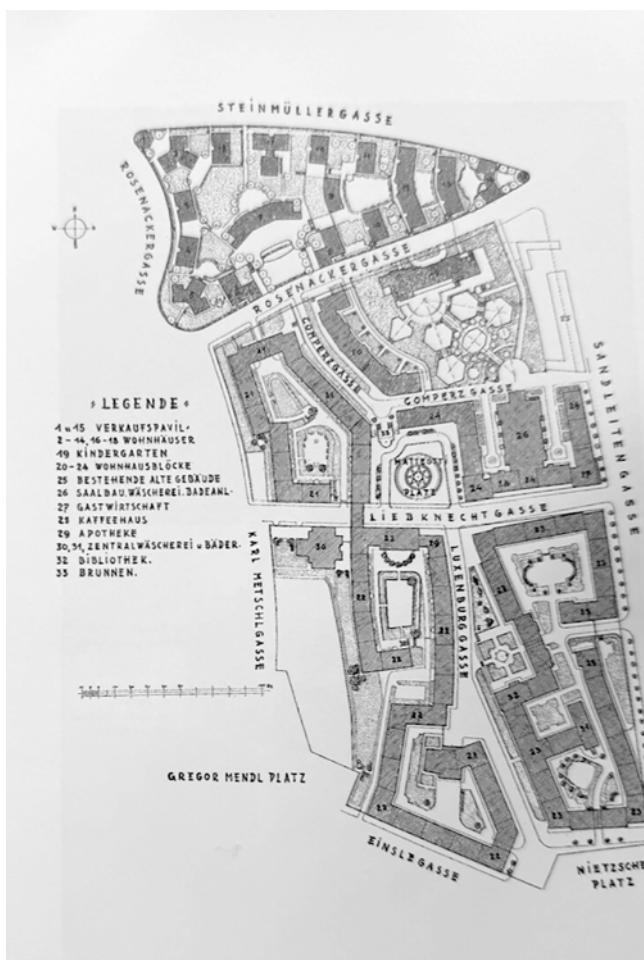
Der in Budapest geborene Šandor Horvath kommt als Bub mit seinen Eltern um 1880 nach Wien. Als junger Mann lernt er die Tochter eines Wiener Tischlergesellen kennen und heiratet sie. Das Paar zieht in ein Zinshaus Ecke Wattgasse und Paletzgasse in Ottakring. 1906 kommt hier ein erstes Kind zur Welt. Weitere Geburten folgen. 1911 zieht die junge Familie in eine gleich große, aber etwas hellere Zimmer-Küche-Wohnung Ecke Paletzgasse und Lienfeldergasse. 1920 findet sie eine um ein Kabinett größere Wohnung (Zimmer-Küche-Kabinett) Ecke Lienfeldergasse und Albrechtskreithgasse. Fünf Jahre später (1925), inzwischen sind schon sieben Kinder auf der Welt, macht die Familie einen Schritt hinaus aus dem Quartier, und dies aus einem besonderen Grund. Das städtische Wohnungsamt hat ihr eine Gemeindewohnung im eben fertiggestellten ersten Teil des Sandleiten Hofes zugewiesen. Sie besteht aus Vorzimmer, Wohnküche, Zimmer und Kabinett, Fließwasser und WC in der Wohnung. Es ist die größte und beste Wohnung der Familie Horvath im Lauf von zwanzig Jahren. Der *Sandleiten Hof* ist eine städtische Wohnanlage nach dem Vorbild der englischen Gartenstadt. Eigentlich ist er eine Gruppe von Höfen, im Nordteil auch eine Gruppe von alleinstehenden Wohnhäusern. Gassen tragen berühmte Namen und führen zu den Häusern und zu den Stiegen (s. Abb. 17).

Dass man ein vertraut gewordenes Stadtviertel oder eine ausgedehnte Anlage wie den Sandleiten Hof mit seiner reichen Infrastruktur nicht ohne gute Gründe verlässt, liegt an der überaus wichtigen sozialen Vernetzung im Quartier. Die Kleinkaufleute gewähren umso eher Kredit, je länger sie ihre Kund\*innen kennen. Sie geben Kredit, wenn sie wissen, wer ihre Schuldner sind, wo sie »in Arbeit stehen« und wo sie wohnen. Kinder kennen die Kinder der Nachbarn. Frauen schließen Freundschaften und helfen einander.

---

<sup>9</sup> Vgl. Michael John, Hausherrenmacht und Mieterelend 1890–1923, Wien 1993, 29.

Abb.17: Sandleiten Hof, Lageplan, ARGE Emil Hoppe u.a., Errichtung 1924–1928.



Doch der Bau großer Gemeindebauten beginnt erst ab Mitte der 1920er Jahre. Bis dahin ist das Zinshaus oder Bassenahaus fast ohne Konkurrenz. Die größte Wohnungstype im Zinshaus hat neben der Gangküche, die immer eine Wohnküche ist, zwei Zimmer oder ein Zimmer und ein Kabinett. Je kleiner die Wohnung, desto teurer ist sie im Verhältnis von Mietpreis und Bodenfläche. Wer die Miete mehrmals nicht bezahlt, kann gekündigt werden. Erst die gesetzliche Verfügung des *Mieterschutzes* 1917 führt zum Rückgang der Kündigungen und Delogierungen.<sup>10</sup> Bis dahin werden Mietparteien von Hausherrn auch wegen kleiner Verstöße gegen die Hausordnung gekündigt, etwa wenn sich Mieter\*innen oder der Hausherr selbst über lärmende Kinder ärgern. Manche Hausherren lehnen Paare mit Kindern von vornherein ab. Ab 1917 muss ein Gericht die Rechtmäßigkeit einer Kündigung bestätigen.

<sup>10</sup> Vgl. Robert Danneberg, *Geschichte des Mieterschutzes*, Wien 1928.

Die aus Mähren zugewanderte Familie Merinsky wohnt in Hernals in einem Viertel um die Rosensteingasse. Hier wohnen viele böhmische Arbeiter\*innen, oft sind es ungelerte Ziegelarbeiter\*innen, aber auch Handwerker wie Schuster und Schneider finden sich unter den böhmischen Zuwanderern. Die Merinskys sind im Zinshaus unmittelbare Wohnungsnachbarn des Hausbesitzers, eines Schlossermeisters, der seine Werkstätte im Hinterhof hat. Ein Streit zwischen den Kindern der beiden Familien führt zu einer Rauferei im Stiegenhaus.

»Die Söhne des Hausherrn haben meine Schwester auf der Stiege gestoßen, die ist über die Stiege runtergefallen und war ganz schön ramponiert. Und ich hab halt dann den größeren Sohn des Hausherrn verprügelt. Da haben wir die Kündigung bekommen deswegen. Vis-a-vis war ein Haus, das war ein [...] selbständiger Meister, sie haben einen kleinen Betrieb im Haus gehabt. Und die Frau hat gehört, die müssen da ausziehen, die haben vier Kinder, geben wir ihnen doch die Wohnung. Das war gleich gegenüber. [...] Da hat uns jemand gesagt, gehts, dort steht Zimmer-Küche-Kabinett zu vermieten. *Das hat immer die Mutter erledigt.* Wir habens gleich gekriegt, gleich zwei Häuser weiter, auch wieder im Parterre.«<sup>11</sup>

Mit der Geburt des ersten Kindes beginnt ein *Familienzyklus*, in dessen erster Phase die Ressourcen sehr knapp sind. Oft auf ausdrücklichen Wunsch des Mannes geht die Mutter keiner regelmäßigen Erwerbsarbeit mehr nach. Wenn ein Kind oder mehrere Kinder erwerbstätig werden und einen Teil des Lohnes oder Gehalts an die Haushaltsskasse abliefern, verbessert sich die wirtschaftliche Lage der Familie. Wenn die meisten Kinder ausgezogen und verheiratet sind und eine eigene Mietwohnung haben, sinkt das Haushaltseinkommen der Eltern drastisch ab. Die erwerbstäglichen Kinder beginnen in ihren Mietwohnungen ihren eigenen Familienzyklus. Franz Schiller beschreibt die erste Phase im Familienzyklus, in der nach ihm drei weitere Kinder geboren werden.

»Wie die Eltern geheiratet haben damals (um 1900), war der Verdienst von meinem Vater vier Gulden, also später acht Kronen (pro Woche). Und da muss man aber dazu sagen, dass damals unsere Wohnung sechs Gulden im Monat gekostet hat. Also ein Wochenlohn ist aufgegangen für die Miete. Dabei haben wir für sechs Personen die kleinstmögliche Wohnung gehabt: eine Küche und ein Kabinett, ohne Zimmer. Und sechs Personen.«<sup>12</sup>

In der zweiten Phase kommt der Familie Schiller wie anderen Familien entgegen, dass die Wohnungsmieten nach dem »Zinsstopp« und dem Mieterschutzgesetz von 1917 im Verhältnis zum Haushaltseinkommen sinken. Anfang der 1920er Jahre sind bereits zwei von drei Kindern erwerbstätig. 1923 bis 1925 wird der Victor Adler-Hof an der Triester Straße errichtet<sup>13</sup> und die Familie Schiller zählt zu den ersten MieterInnen. Mit vier Löhnen und geringeren Mietkosten von drei bis fünf Prozent des Haushaltseinkommens kön-

<sup>11</sup> Interview 32 mit Ottokar Merinsky, geboren 1902 in Hernals, Wien 17.

<sup>12</sup> Interview 47 mit Franz Schiller, geboren 1903 in Favoriten, Wien 10.

<sup>13</sup> Hans Hautmann, Rudolf Hautmann, *Die Gemeindebauten des Roten Wien 1919–1934*, Wien 1980.

nen sogar Zimmer und Kabinett neu und zweckmäßig mit Schlaf- und Küchenmöbeln eingerichtet werden.

Abgesehen von Familien, in denen Krankheit, Unfälle, Dauerarbeitslosigkeit oder Alkoholismus zu Einkommensverlusten führen, zeigt sich im Zinshaus in den 1920er Jahren durchwegs eine ökonomische und soziale Auf- und Abwärtsbewegung nach dem darstellten Familienzyklus. Ab 1917 werden die Wohnungswchsel seltener, das Wohnen verstetigt sich. Spätestens mit dem Einzug in einen Gemeindebau endet die nomadische Phase des Wohnens.

## 6.4 Siedlungen der Ausgegrenzten

Dass man die auch von Sozialdemokraten gepflogene Rede von den »Lumpenproletariern« schon aus semantischen Gründen, aber auch aus politischer Fairness nicht fortführen kann, liegt auf der Hand. Ich spreche von »subproletarischen« Milieus. Ihre Wohnquartiere umfassen manchmal nur wenige Kellerwohnungen, einige ebenerdige Häuser entlang eines Bahndamms, eine Häuser-Zeile am Erdberger Mais in Simmering, abgewohnte Pawlatschenhäuser am Spittelberg und so fort. In einigen Vorstädten und Vororten stehen in den 1920er Jahren noch Baracken, die im Ersten Weltkrieg und danach für Flüchtlinge, Kriegsgefangene oder als Kriegslazarette dienten. Die Stadtverwaltung übernimmt sie in Gemeindeeigentum und weist zahlungsschwache, oft gekündigte Familien in diese oft schon desolaten und schlecht ausgestatteten Unterkünfte ein. Solche Häuser und ihre Bewohner\*innen haben bei den besser situierten Nachbarn, aber auch in der Stadtverwaltung einen schlechten »Leumund«, man redet schlecht über sie.

Über die Bezirksgrenzen hinaus erlangt das »Negerdörfel« in Breitensee eine markwürdige Berühmtheit. 1911 hat hier die Stadtverwaltung auf einer großen Wiese zwölf zweigeschossige Miethäuser errichtet. Jedes Haus hat acht Wohnungen mit jeweils zwei Räumen. Etwa 90 ›Mietparteien‹ wohnen im »Negerdörfel«. Die Häuser sind um eine Wiese mit Bäumen angeordnet. Ihre tragende Konstruktion und die Wände sind aus Holz, die Fassaden verputzt. Woher aber kommt der Name »Negerdörfel«? »Neger sein« ist zunächst ein wienerisches Idiom für »arm«, »mittellos«, ohne Geld. Eine andere, allerdings weniger plausible semantische Spur führt in die Lobau, wo arbeitslose Jugendliche subsaharisch anmutende Rundhütten aus Stroh bauen und die warme Jahreszeit hier verbringen, weitab davon, asozial oder depressiv zu sein. Von der Sonne tief gebräunt, sprechen sie selber von einem »Negerdörfel«. Die Siedlung in Breitensee soll wegen Baumängeln in den 1930er Jahren abgerissen werden, doch erst 1952 werden die letzten Bewohner\*innen abgesiedelt und die Häuser geschliffen. Thomas Aichhorn, Enkel von August Aichhorn, zitiert in seinem Vorwort zu Rosa Dworschaks Erzählung »Dorfgeschichten aus der Großstadt«<sup>14</sup> eine Beschreibung der Anlage.

»Die Siedlung befand sich zwischen der Zagorski-, Gablenz-, Pfenniggeldgasse und der Herbststraße. Gruppiert um eine quadratische Wiese bestand sie aus einstöckigen (zweigeschoßigen, RS) Wohnbaracken, die an den Außenwänden mit Mörtel verputzt

<sup>14</sup> Rosa Dworschak, Dorfgeschichten aus der Großstadt, Wien 2014.

waren. Die Baracken sahen daher von der Ferne wie Ziegelhäuser aus. Eines (der Häuser) maß 45 Meter, fünf waren 30 Meter und zwei 22 Meter lang. Jede Wohnung bestand aus zwei Räumen, insgesamt nicht größer als 26 Quadratmeter. Wasserleitung und WC befanden sich am Gang. Es gab eine Gasleitung, aber keinen elektrischen Strom. Jede Baracke hatte zwei bzw. drei separate, direkt von der Straße über einen kleinen hölzernen Windfang zugängliche Eingänge mit Vorraum und Stiege in das Obergeschoß. Im Parterre und im ersten Stock befanden sich jeweils zwei Wohneinheiten für die Familien. Ein Anbau beherbergte einen Gemischtwarenhändler, andere hölzerne Zubauten dienten als Schuppen. Zur Wiese, an deren Ecken vier Kastanienbäume standen, hatten alle Kinder Zutritt. Einige Häuser hatten an ihren Rückseiten Nutzgärten, parzelliert in etwa 20 Quadratmeter große Beete je Familie. Die Siedlung war an zwei Seiten von kleinen Schrebergärten begrenzt. Im Westen erstreckte sich, ausgenommen eine Blumengärtnerei, nicht bebautes Freiland. Von dort her floss ein kleiner unregulierter Bach am Rande des Dörfels vorbei. An der Südseite lag die Gablenzgasse, damals eine nicht befestigte schmale Sandstraße. [...] Anfang der 1950er Jahre wurde das ›Negerdörfel‹ geschliffen. An seiner Stelle entstand in den Jahren 1952/1953 ein großer Gemeindebau, der ›Franz-Novy-Hof.«<sup>15</sup>

Ab 1928 ist die Fürsorgerin Rosa Dworschak für das »Negerdörfel« in Breitensee zuständig. Ihre Dienststelle ist das Bezirksjugendamt Ottakring, wo sie August Aichhorn kennengelernt, der zu dieser Zeit schon aus Oberhollabrunn zurückgekehrt ist und an allen Bezirksjugendämtern der Stadt Erziehungsberatung betreibt. Dworschak verfasst eine Erzählung über das »Negerdörfel«, die dokumentarische und fiktionale Elemente verbindet. Eine Frau Silberbauer verwaltet die Siedlung im Auftrag der Stadt und zeigt Verständnis für die Bewohner\*innen und insbesondere für die Kinder und ihre Schwierigkeiten. Sie wohnt selber in der Siedlung und hebt den Mietzins ein. Eine junge und ambitionierte, strenge Fürsorgerin des Jugendamtes besucht die Siedlung vor allem dann, wenn es Nachrichten von verwahrlosenden Kindern gibt. Die strenge Fürsorgerin ist das fiktionale Alter ego der Autorin.<sup>16</sup> So stellt Rosa Dworschak in einer teils fiktionalen, teils dokumentarischen Weise ihre Ambivalenz und ihren bereits an Aichhorns pädagogischer Arbeit orientierten Umgang mit in Not geratenen Mietparteien und deren Kindern dar.

Auch der ehemalige SAJ-Obmann, Absolvent der Schönbrunner Schule für Erzieher\*innen und Horterzieher, Willi Zvacek kennt das »Negerdörfel« und versucht es mir zu beschreiben, allerdings in einer ganz anderen Weise als Rosa Dworschak. Er benutzt Topoi der Rassenhygiene und des alltäglichen Rassismus. Bei all seiner politischen, pädagogischen und sogar psychoanalytischen Bildung mag er sich der negativen Punkierung des Viertels und seiner Bewohner\*innen nicht zu enthalten. Er benutzt populäre Naturmetaphern: »da hats den ganzen Ruß zusammengeweht«. Soziale und kulturelle Differenzen werden naturalisiert. Das Kriminelle sei eben vererblich und ein sozialbiologisch bestimmtes Schicksal, aus dem es kaum ein Entkommen gebe – für einen

<sup>15</sup> Thomas Aichhorn, »Ich werde zeigen, dass ich es kann.« Rosa Dworschak im »Negerdörfel« in Wien-Ottakring. In: Rosa Dworschak, Dorfgeschichten aus der Großstadt, Wien 2014, 7–18, hier: 8f.; Thomas Aichhorn zitiert eine genaue Beschreibung aus: Spurensuche in Ottakring. Wohnpartner Bibliothek, Band 2, Oktober 2012. Der erwähnte Franz Novy-Hof steht an der Gablenzgasse im 16. Bezirk.

<sup>16</sup> Ebd.

»sozialistischen Erzieher«, der in der Schönbrunner Schule Vorlesungen von Alfred Adler hört und eine Lehranalyse bei Paul Federn macht, finde ich das bemerkenswert. Es zeigt, dass sich die rassenhygienischen Ideen tief im sozialdemokratischen Welt- und Menschenbild festsetzen (s. Kapitel 2). Gleichsam als positives Gegenstück zum »Negerdörfl« in Breitensee erwähnt Herr Zvacek die Genossenschaftssiedlung der Eisenbahner in Hütteldorf-Hacking, in der er selber aufwächst (s. Kapitel 7.1)

## 6.5 Zinshaus und Bassenahaus

Mit der Fertigstellung der zweiten Hochquellenwasserleitung um 1910 werden erstmals auch neuere und im Bau befindliche Zinshäuser der westlichen Vorstädte und Vororte mit Fließwasser versorgt.<sup>17</sup> Entnommen wird das Wasser auf dem Gang an der *Bassena*,<sup>18</sup> ein an der Wand montiertes Becken, verbunden mit einem gusseisernen oder aus emailiertem Blech angefertigten Spritzschutz und einem Kaltwasserhahn, der in besseren Ausführungen aus Messing gefertigt ist. Für Zeitgenoss\*innen ist die Bassena keineswegs ein Zeichen für Armut und Rückständigkeit. Von hier entnehmen sie das hochwertige Trinkwasser aus der zweiten Wiener Hochquellenwasserleitung. Hausfrauen und Kinder müssen das Wasser nicht mehr vom Hofbrunnen über das Stiegenhaus auf den Gang und in die Küchen und Waschküchen schleppen.

Mit der Einleitung des Wassers in Zinshäuser ist auch die Einführung der Wasserklosets verbunden, die nach dem englischen Begriff kurz WCs genannt werden. Auf jedem Gang werden je nach Größe des Gebäudes zwei oder vier Wasserklosets eingebaut. Ihre Belüftung erfolgt über einen Lichtschacht. Jede Mietpartei hat einen Kloschlüssel und ist verpflichtet, das von ihr mitbenutzte Klosett reinzuhalten. Oft teilen sich acht Haushalte ein WC. Das es hier auch zu Konflikten kommt, scheint mir selbstverständlich.

## 6.6 Wohnküche, Schlafzimmer und Kabinett

Wer durch die Gangküchentür eintritt, findet sich mitten im Geschehen. In der Wohnküche wird gekocht, die kleine Wäsche gewaschen, die Mahlzeit an einem Küchentisch eingenommen. Hier näht die Hausfrau Kleider oder stopft Socken, Kinder erledigen ihre Schulaufgaben, abends liest der Mann am Küchentisch die Zeitung oder ein Buch und so fort. Das Schlafzimmer hat eine Grundfläche von etwa vier mal fünf Metern und zwei Fenster. Ein Kabinett hat die halbe Grundfläche des Zimmers und nur ein Fenster. Es wird zumindest in den Plänen der Architekten auch Halbzimmer genannt. Vom dritten oder vierten Stock in den zweiten Stock oder in den ersten Stock oder in ein Hochparterre zu übersiedeln bedeutet, weniger Stiegen steigen zu müssen. Kohle, Koks und Holz,

<sup>17</sup> Aus dem Gebiet um die Salza im Gemeindegebiet von Wildalpen; vgl. Alfred Drennig, Die II. Wiener Hochquellenwasserleitung. Herausgegeben vom Magistrat der Stadt Wien, Abteilung 31 – Wasserwerke, Wien 1988.

<sup>18</sup> Der Begriff Bassena ist eine Kreuzung des französischen *bassin* für Wasserbecken und des bedeutungsgleichen italienischen *bacino*.

jeder Einkauf, eine tragbare Badewanne, die bügelfeuchte und die schon getrocknete Wäsche werden über das Stiegenhaus auf den Gang und in die Wohnküche getragen. Beheizt wird oft die ganze Wohnung über den Küchenherd. Im Schlafzimmer stehen das Ehebett und ein Wäschekasten sowie Betten oder »Schlafstellen« für Kinder. Auch das Kabinett oder Halbzimmer ist mit ein bis zwei Betten oder Ottomanen, Klappbetten etc. voll gestellt und fast nur zum Schlafen geeignet. Bei Näherinnen und Strickerinnen in Heimarbeit findet sich hier oft auch eine Näh- oder Strickmaschine. Die unter diesen Bedingungen mögliche Praxis des Wohnens bespreche ich im Kapitel über das Familienleben (Kapitel 9).

Verglichen mit dem Bauernhaus oder dem Kleinhause (Häusel) auf dem Land oder im Vorort der Großstadt wird die Qualitätssteigerung im Bassenahaus des frühen 20. Jahrhunderts deutlich. Dies sei der oft polemischen und von Stereotypen geprägten Debatte über »das Zinshaus« entgegengehalten. Autobiographische Erzählungen zeigen freilich auch, dass nicht alle Mieter\*innen dieselbe Auffassung von Sauberkeit haben. Morgens und abends kommt es an der Bassena zu einer Warteschlange. Frauen und Kinder stehen mit Kübeln und Kannen an der Bassena. Tagesereignisse, Neugkeiten werden hier ausgetauscht. Die Bassena ist auch eine Nachrichtenbörse. Das Wort vom »Bassenatratsch« leitet sich davon ab. Der Tratsch kann belanglos sein, zuweilen liefert er aber auch wertvolle Informationen. Und vor allem stärkt er das Wissen der Nachbar\*innen übereinander.

## 6.7 Halboffene Wohnungstüren und Nachbarschaftshilfe

»Hier kennt man einander gegenseitig genau und ist mit dem Wohl und Wehe des Andern fast so vertraut wie mit dem eigenen, auch wohl eher geneigt, dem bedrängten Nachbar mitleidvoll beizuspringen (...).«<sup>19</sup>

...notiert ein Stadtsoziologe avant la lettre, Vinzenz Chiavacci 1888, wenige Jahre bevor der rassenhygienische Diskurs die Rede über Wohnungspolitik überwuchern wird. Mit einer viel feineren Feder als etwa Professor Philippovich beschreibt Chiavacci die Nachbarschaft im Wiener Zinshaus mit dem klingenden Namen *Zur goldenen Birn*. Er findet Wohnungsnachbarn, die mehrmals am Tag ausführlich miteinander reden. Sie informieren einander über billige Warenangebote, überbringen Nachrichten von freien Wohnungen, von freien Lehrstellen oder Dienstposten, und so fort. Im Nu spricht sich unter Nachbarinnen herum, dass ein Kind allein in einer Wohnung ist und Hunger hat oder sich aus anderen Gründen in Not befindet.

»Da waren lauter Arbeiter auf unserem Stock (Stockwerk). In einer einzigen Familie war der Vater Postangestellter, sonst waren lauter Arbeiter, und *die haben die Türen offen gelassen*. Jede Familie hat zwei bis vier Kinder gehabt bei uns im Haus und die Türen waren offen zum Gang. *Die Kinder haben sich gegenseitig besucht*. Man ist zum Nachbarn gegangen schauen, was die Kinder machen. Das war das Übliche. Da war zum Beispiel

<sup>19</sup> 19 Vinzenz Chiavacci, Wiener vom Grund. Bilder aus dem Kleineben der Großstadt, Wien o. J. (1888).

Jausenzeit, da hat eine Frau (eine Nachbarin) Brote aufgestrichen, hat Schmalz draufgeschmiert und jedem Kind ein Schmalzbrot gegeben. Und am nächsten Tag hat das die nächste Frau gemacht, sodass in Wirklichkeit niemand draufgezahlt hat. Das war eine gewisse Verbundenheit, es war so üblich.«<sup>20</sup>

Das Gegebene muss nicht mit Gleicher vergolten werden. Das eine wird auch gegen anderes getauscht, das ähnlich wertvoll, knapp oder wichtig ist. Diesen Äquivalenttausch bestätigt auch Erich Wolf, Sohn eines Schneiders.

»(...) die Nachbarin mit den fünf Kindern, die Weißnäherin, hat Tag und Nacht genäht mit der Nähmaschine. Und da haben wir einmal so großen Hunger gehabt. Sie ist zufällig herübergekommen. Und meine Schwester und ich, wir haben geweint vor lauter Hunger. Sie hat selbst fünf Kinder gehabt, aber sie hat einen Häfen voll Nudeln gebracht, nur in Wasser gekochte Nudeln, ein bissel in Schmalz geschwenkt. Das hat sie uns gegeben und hat uns damit geholfen. Andererseits hat mein Vater dann für ihre Kinder wieder etwas genäht, hat ihnen eine Hose gemacht oder sonst was. So hat man sich gegenseitig geholfen.«<sup>21</sup>

Wenn ein Nahrungsmittel für die nächste Mahlzeit fehlt, geht die Hausfrau zur Nachbarin und bittet um Aushilfe. Sie wird in der Annahme gewährt, irgendwann eine äquivalente Leistung zurückzuerhalten. Die Behandlung eines kranken Kindes durch eine kluge Nachbarin vergilt eine Mutter, indem sie auf ihrer Nähmaschine ein Kleidungsstück repariert oder ändert. Die Wechselseitigkeit der Hilfe ist ein Prinzip der Wohnungsnachbarschaft.

»Das Ausborgen, das war wirklich eine Selbstverständlichkeit in unseren Kreisen. Es hat nichts gegeben, was nicht ausgeborgt worden ist. Sogar das Gewand. Wenn ein Begegnung war, haben sie sich Gewand ausgeborgt. Meine Mutter ihre Kleider. Der Onkel ist gestorben. Könnens mir ihr Kostüm borgen? Meine Mutter hat ein schönes Service gehabt. Frau, wir haben Gäste. Is ja egal, das Geschirr, die Teller, das Besteck, alles.«<sup>22</sup>

Vielfach belegt ist, dass Kinder einander besuchen können, ohne dass dies von den Müttern vereinbart werden müsste. Allein in der Wohnung zurückbleibende Kinder können zur Nachbarin gehen, wenn sie dazu Lust haben, sich einsam fühlen, Angst oder Hunger haben. Kleine Kinder, die noch nicht sicher auf den Beinen stehen und keine größeren Geschwister haben, die sie auf der Gasse beaufsichtigen könnten, werden von einer Nachbarin aufgenommen und mit Essen versorgt. Ist ein Kind erkrankt, wird eine Frau aus dem Haus oder aus der Umgebung gerufen, die sich mit Heilsalben, Heilkräutern und Heilpraktiken auskennt. Einige Frauen gelten als erfahrende Geburtshelferinnen (s. Kapitel 6.10).

---

<sup>20</sup> Interview 47 mit Karl Schiller, geboren 1903 in Favoriten, Wien 10.

<sup>21</sup> Interview 64 mit Erich Wolf, geboren 1915 in Ottakring, Wien 16.

<sup>22</sup> Interview 46 mit Hans und Maria Hautschek, geb. 1921 und 1923 in Favoriten, Wien 10.

## 6.8 Fest und Feierabend

Geselligkeiten und Feste brechen Routinen für ein paar Minuten, eine Stunde, eine halbe Nacht. Josepha Neutor berichtet von ihrer Hochzeit auf Zimmer und Küche im Zinshaus. Die wenigen Möbel werden auf den Gang gestellt, um Platz für Verwandte und Nachbarn zu schaffen. Schon Tage zuvor kochen und backen sie für ein festliches Essen. Josephas Eltern aus Heiligeneich erscheinen zwar nicht, aber eine Schwester bringt einen Korb voll Eier, Butter und Milch.<sup>23</sup> Feste entstehen auch ungeplant, wenn Straßenmusikanten aufspielen und die Hausbewohner\*innen in den Hauseingang locken. Nach jedem Musikstück legt eine der Frauen eine Münze in den Hut des Musikers, um für ein nächstes Lied zu bezahlen.<sup>24</sup> Männer sind berufsbedingt oft nicht dabei. Dann tanzen Frauen mit Frauen oder mit Kindern. Die Hauseinfahrt wird zum Tanzboden, manchmal auch der Gang.

»Dann und wann ist einer gekommen mit einer Harmonika, der hat sich ein paar Kreuzer verdient und die Frauen haben getanzt auf dem Gang.«<sup>25</sup>

»Da haben wir eine gehabt, eine gewisse Holzer, die hat ein Grammophon gehabt. Vier oder fünf Platten habens gehabt, das war mit den Nadeln. Da sind wir gestanden und haben gesagt, Frau Holzer, spiels uns was vor! Die hat das Grammophon rausgegeben, den Trichter vom ersten Stock raus(gehalten), und unten haben die Leute getanzt. Die ganze Gasse. (...) Oder Silvester ist immer im Haus gemeinsam gefeiert worden. Da ist getanzt worden, das Grammophon aufgestellt und da ist getanzt worden.«<sup>26</sup>

Frau Windisch erzählt über ein Zinshaus in der Ottakringer Rettenbachergasse, das einem Fuhrwerksunternehmer (Spediteur) gehört. Im Parterre wohnt der Hausinspektor des Hausherren, der offenbar mehrere Zinshäuser besitzt und in einem anderen seiner Zinshäuser wohnt. Im Hintertrakt und im Hof sind die Wagen und Pferde seiner Spedition untergebracht. An Sonntag Nachmittagen, wenn der letzte Wagen der Spedition einfährt und die Kutscher endlich Feierabend haben,<sup>27</sup> spielen Straßenmusikanten im Haustor zum Tanz.

Auch Martha Fiedler erinnert Feste in Hauseingängen, auf den Gängen und in den Wohnungen als ein *Vergnügen für alle*, sorgt sich aber, der Interviewer könnte die Feste für proletenhaft halten.

»Und die Zusammengehörigkeit, ich muss schon sagen, war viel netter, weil wenn es auch nach dem *heutigen* Sinn pöbelhaft ausschaut, oder wie man sagt, so Nasenrümp-

<sup>23</sup> Interview 13 mit Josepha Neutor, geboren 1903 im Brigitta Spital in der Brigittenau, Wien 2.

<sup>24</sup> Interview 2 mit Hanna Windisch, geboren 1899 in Ottakring, Wien 16.

<sup>25</sup> Interview 6 mit Franz Potensky, geboren 1901 in Ottakring, Wien 16.

<sup>26</sup> Interview 46 mit Anton und Maria Hautschek, geb. 1921 und 1923 in Favoriten, Wien 10.

<sup>27</sup> Aus dem lateinischen Wort »feria« für einen kirchlichen Feiertag entwickelt sich das althochdeutsche »fira« mit der Bedeutung Fest oder Ruhe, im Christentum für einen Tag, der mit einem Gottesdienst begangen wird. Nach dem 16. Jahrhundert wird »Feierabend« in der Sprache der Handwerker zum »Beginn der Ruhezeit am Abend«. Vgl. Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 25. Auflage, Berlin 2012.

fen, aber wir sind am Gang zusammengekommen oder – wie es auch wirklich war – wir haben getanzt oder bei der Wasserleitung (Bassena) geplaudert.«<sup>28</sup>

In Erdberg, einem der ältesten Teile des 3. Bezirks Landstraße, tanzen die Gudruns, die Wäscherinnen auf der Hängstatt. Der Platz trägt seinen Namen, weil Lohn-Wäscherinnen<sup>29</sup> die Wäsche ihrer Kundinnen zum Trocknen aufhängen.

»Es sind zumeist lange gestreckte, ebenerdige Häuser [...] welche mit Stangen und Pflöcken zum Wäsche-Aufhängen bestückt sind. Dort lebt eine Welt für sich, die sich nur mit dem Schmutze anderer Leute beschäftigt. [...] Nicht selten unterbricht die Ankunft eines ›Werkels‹ (einer Drehorgel) die ›Gudruns‹ (die Wäscherinnen) in ihrer Beschäftigung. Beim Klange eines Wiener Walzers kommt das stärkste Pflichtgefühl ins Wanken. Die Kluppen (Wäscheklammern) werden weggeworfen, das Bügeleisen beiseite gestellt und rasch schwingen sich die Paare nach dem Rhythmus eines ›feschen Weanaer Tanzes‹. Nach einem Viertelstündchen hat der improvisierte Ball ein Ende.«<sup>30</sup>

## 6.9 Hausherren, Hausmeister, solidarische Frauen und gewalttätige Ehemänner

Trotz aller guten Nachbarschaft gibt es keinen Grund, das Wohnen im Zinshaus zu romantisieren. Wenn der Hausherr im eigenen Zinshaus wohnt und die Kinder der Nachbarn lärmten, oder ein Familienvater spät abends betrunken nach Hause kommt, können Konflikte entstehen. Einmal die Woche reinigen die Hausmeister das Stiegenhaus, die Gänge mit der Bassena und die WCs. Hält eine Wohngemeinschaft den Platz vor der Bassena oder das von ihr mitbenutzte WC nicht sauber, haben die Hausmeister\*innen noch mehr Mühe als sonst und zahlen es den Mieter\*innen mit deftigen Schimpfereien heim. Auch wenn eine Mietgemeinschaft die Waschküche unaufgeräumt hinterlässt, kommt es zu einer lautstarken Auseinandersetzung. Hin und wieder führt die Hellhörigkeit des Zinshauses zu einem »Auflauf«. Am Weihnachtsabend des Jahres 1914 sitzt das Ehepaar Horvath mit seinen Kindern am Küchentisch und singt Weihnachtslieder. Plötzlich sind Schreie aus einer nahen Wohnung zu hören.

»...die Mutter geht raus und kommt dann herein und sagt: Ich glaub, der Groiß ist da und schlägt seine Frau, weil sie nichts zum Trinken hat! [...] Der Vater springt auf, rennt hinüber. Die haben vis-a-vis gewohnt, zieht ihn (den Groiß) über den Halbstock, das waren so Halbstöcke mit einem Absatz, und haut den Nachbarn die Stiegen hinunter. Und die Mutter schreit: Hör auf, hör auf! Wir Kinder sind alle auf den Gang hinaus, ein Riesenwirbel, alles voller Leut, haben ja mindestens fünf oder sechs Parteien auf

<sup>28</sup> Interview 4 mit Martha Fiedler, geboren 1901 in Hütteldorf, Wien 14.

<sup>29</sup> Zur Berufsgruppe und den Arbeitsbedingungen der Lohnwäscherinnen vgl. Karin Hausen, Große Wäsche. Technischer Fortschritt und sozialer Wandel in Deutschland vom 18. bis ins 20. Jahrhundert. In: Geschichte und Gesellschaft 13 (1987), 273–303.

<sup>30</sup> Vinzenz Chiavacci, Am Wäschplatz. In: Wienerstadt. Lebensbilder aus der Gegenwart, Prag/Wien/Leipzig o.J. (1895), 89.

dem Gang gewohnt, und mein Vater rennt dem Groiß nach und will noch über ihn her, und der springt auf, stürzt die Stiegen hinunter und rennt davon. Das war das Glück für meinen Vater. Der Groiß war betrunken, und weil zu Hause nichts zum Trinken hergerichtet war für ihn, hat er so einen Exzess gemacht.«<sup>31</sup>

In einem Zinshaus in der Koppstraße in Ottakring rufen Frauen die Nachbarinnen in Notfällen mit vereinbarten Zeichen zu Hilfe. Klopft eine Frau dreimal mit der Hand gegen die Wand oder mit dem Besenstiel gegen die Decke oder auf den Boden, bedeutet es: Ich brauche Hilfe!

Die für die Miete vorgesehenen Kronen, ab der Währungsreform im März 1925 sind es Schillinge und Groschen, steckt die Frau in ein »Kaffeehäferl« in der Küchenkredenz. Das Geld für die Einkäufe steckt sie in ein anderes. Diese Häferl-Ökonomie ist einfach und übersichtlich: Von jedem Wochenlohn muss ein aliquoter Teil für die Monatsmiete zurückgelegt werden. Wenn der Mann erkrankt ist oder einen Unfall hatte oder entlassen worden ist und die Frau beim Greißler nicht mehr bezahlen kann, lässt sie den gestundeten Betrag in ein Heft (das »Büchl«) eintragen (»anschreiben«). Dem Hausherren kann sie die Miete nicht allzu oft schuldig bleiben, denn sonst droht die Kündigung. Dann können nur noch Verwandte oder Nachbarn aushelfen. In Not geratenen Frauen wird auch geholfen, indem eine Nachbarin oder ein Nachbar den erforderlichen Betrag bei den Parteien des Hauses einsammelt. Dann verteilt sich die ökonomische Last auf zwanzig, dreißig oder mehr Haushalte. Die Aushilfe wird jedoch nur gewährt, wenn sich die Parteien einig sind, dass die betroffene Frau unverschuldet in Not geraten ist.

»Wenn man den Eindruck gehabt hat, dass jemand aus wirklicher Not ohne eigenes Verschulden den Zins nicht zahlen konnte, ist man dazu übergegangen und hat gesammelt. Da haben zwanzig, fünfundzwanzig, dreißig Frauen ein paar Groschen gegeben und damit wurde die Miete bezahlt. Hat man aber den Eindruck gehabt, dass die Frau nicht richtig wirtschaftet, dass sie schuld ist an ihrem Elend, da wars finster, da hat man nichts gemacht! Da hat man gesagt: Du wirtschaftete erst anders!«<sup>32</sup>

Der Tratsch an der Bassena, im Hof, in der Waschküche, im Hauseingang, beim Greißler und anderswo ist offenkundig keine Zeitvergeudung. Frauen, denen schlechtes Wirtschaften oder Sorglosigkeit oder die Vernachlässigung der Kinder vorgeworfen wird, werden deshalb von Nachbarinnen zur Rede gestellt. Die in den 1920er Jahren in Wien feldforschende Psychologin Hildegard Hetzer findet bei ihren Besuchen in Zinshäusern halboffene Küchentüren und eine Nachbarschaft, in der die Familien noch viel übereinander wissen und auch Verantwortung für Kinder der Nachbarn übernehmen. »Die Öffentlichkeit, die Nachbarn, die übrigen Hausbewohner mischen sich viel mehr in Familien- und Erziehungsangelegenheiten ein.«<sup>33</sup>

31 Interview 20 mit Willi Horvath, geboren 1906 in Ottakring, Wien 16.

32 Interview 47 mit Franz Schiller, geboren 1903 in Favoriten, Wien 10.

33 Hildegard Hetzer, Kindheit und Armut. Psychologische Methoden in Armutsforschung und Armutsbekämpfung, Leipzig 1929, 39ff.

## 6.10 Weise Frauen

In Anlehnung an Antonio Gramsci behauptete ich, dass jede soziale Klasse und jedes sozialkulturelle Milieu nützliches Wissen produziert und einzelne Personen dabei herausragen, unabhängig von formaler Bildung. Sie erlangen oft dauerhaft, was Gramsci die Funktion und das Ansehen eines oder einer »organischen Intellektuellen« nennt. Maria Cerwenkas Mutter zum Beispiel ist im Zinshaus und im umliegenden Quartier für ihr Wissen über die Pflege von kranken Kindern und Erwachsenen bekannt.

»Wissen Sie, von meiner Mutter hat man immer etwas gebraucht! Wenn ein Kind Mittelohrentzündung gehabt hat: Das sagen wir der Frau Cerwenka! Sie hat die Ohren ausgeputzt, sie hat die Kinder gewaschen, sie hat, wenn wer krank war, ein Trankerl gemacht – ihre Großmutter war nämlich so eine *Kräutlerin*, ja. Und auch meine Mutter hat jedes Kräutl gekannt.«<sup>34</sup>

Weise Frauen ersetzen Hausärzte, die man vor der Einführung einer Krankenversicherung nur ins Haus holt, wenn jemand ernsthaft erkrankt ist. Ähnliches wird für London berichtet: »Die Londoner Armen vertrauten noch um die Jahrhundertwende auf Kräutersammler und Hausmittelchen und mieden Ärzte.«<sup>35</sup> Maria Cerwenkas Mutter gilt als weise Frau. Sie stammt aus der Familie eines angesehenen Tischlermeisters in Mähren. Solche Frauen helfen allen Mietparteien im Zinshaus und auch Mieter\*innen in Nachbarhäusern. Entsprechend legendär ist ihr Ruf.

»Zum Beispiel die Frau, die immer einen offenen Fuß gehabt hat. Ja wer verbindet der Frau den Fuß? Meine Mutter, ja?! Dabei hat die Salbe so (schlecht) gerochen. Oder [...] alle drei Kinder vom Greißler haben Mittelohrentzündungen gehabt, eitlige. Wer hat ihnen die Ohren gereinigt, wer hat sie ausgetupft? Unsere Mutter! [...] Kinder im Nachbarhaus haben sehr schlechte Zähne gehabt. Wer hat den Salbeitee gehabt? [...] Und ihre Mutter, meine Großmutter, die war überhaupt eine *Kräutlerin*, und das hat sich scheinbar vererbt.«<sup>36</sup>

Im Lauf der 1920er Jahre werden solche Kenntnisse und Praktiken durch den Ausbau des Gesundheitssystems und die eher leistbar werdende medizinische Versorgung in städtischen Krankenhäusern, im Entbindungsheim Briggaspital und in Ambulatorien zurückgedrängt. Die Kehrseite ist, dass pflege- und heilkundige Frauen öffentlich als »Kurpfuscherinnen« denunziert werden. Es ist dies verbale, zuweilen auch juristisch armierte Wissens-Gewalt medizinisch ausgebildeter Männer, um pflegekundige Frauen zu entmachten.

<sup>34</sup> Interview 15 mit Maria Cerwenka, geboren 1905 in Simmering, Wien 10. Beide Eltern stammen aus angesehenen Handwerkerfamilien in Mähren.

<sup>35</sup> Vgl. Peter N. Stearns, Abstumpfung und Apathie. Arbeiterfamilien in England, 1890–1914. In: Claudia Honegger, Bettina Heintz, Hg., Listen der Ohnmacht, 188–2016, hier 193.

<sup>36</sup> Interview 15 mit Maria Cerwenka.

